

Guido Eckardt.

Wie man in Riga spricht.

Eine Plauderei.

2. Auflage.

Riga.

Kommissionsverlag von Jonck & Pollewsky.

1904.

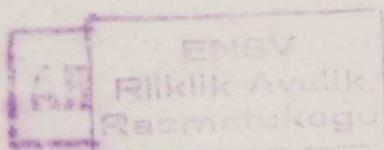
407
imp/ra
LC 17913

Wie man in Riga spricht.

Eine Plauderei
von
Guido Eckardt.

Separat-Abdruck aus der „Baltischen Monatschrift“
1904, Heft 7.

❖
2. Auflage.



114 598 /

Riga.

Kommissionsverlag von Jond & Poliewsky.
1904.

Дозволено цензурою. — Рига, 22 Сентября 1904 г.

Гedruckt in der Müller'schen Buchdruckerei in Riga (Herderplatz Nr. 1).



Was weinst du, Junge?

„Ich bin heruntergefallen.“

Herunter? Von wo herunter? Der Knabe machte ein verdutztes Gesicht. „Auf der Diele, und da hab ich mir den Kopf abgeschlagen.“

Den Kopf abgeschlagen? — Kein Wort mitleidigen Trostes kam über die Lippen des jungen Magisters. Er schmunzelte vergnügt und zog sein Notizbuch aus der Brusttasche hervor.

„Was hustest du denn so erbärmlich, Karl?“

„Ich — ich habe mich verschluckt, Herr Meyer!“

„Was? dich — verschluckt?“ Wieder ein Sonnenblick in des Magisters nebelgrauer Schulatmosphäre und wieder ward das Notizbuch um einen Satz reicher.

Es gab bald eine stattliche Blumenlese spezifisch livländischer Redewendungen, an denen der junge Philologe und Sprachforscher — dazumal Lehrer an der Schmidtschen Knabenanstalt zu Fellin — seine helle Freude hatte. Er mag sich wohl nach Jahren, nachdem er längst in seine Heimat, die Schweiz, zurückgekehrt war, in einsamen Stunden oder im Kreise guter Freunde an ihnen ergötzt haben.

Wir Knaben hatten solchen Notizen gegenüber die Empfindung, als zeitige nur unser entlegener nordisch-deutscher Sprachwinkel derlei Treibhausblüten. In späteren Jahren, als sich mir die Gelegenheit bot, mich von der Überfülle provinzieller und

dialektischer Sonderheiten in allen Landen, soweit die deutsche Zunge klingt, zu überzeugen, war meine Ausbeute nirgend so reich als in der Heimat unsres guten Magisters, wo ich beispielsweise in einem Dorfe der Deutschschweiz einer freundlichen Bürgerfrau gegenüber nicht geringe Mühe hatte, mich verständlich zu machen. Ich fragte deutlich und in tadellosem Hochdeutsch nach einem Wirtshause, in dem man eine Tasse Kaffee trinken könne.

„Wie mainen Sie? Was ischt gfällig?“ so ging's eine Weile fort, bis mir endlich der Bescheid ward: „Ja! da gehn's naußt die Krilla (an der Kirche vorüber), do hamns a Kacheli Warmes.“

Es gibt ja freilich kaum größere Dialektgegensätze als das niederdeutsche Platt und das oberdeutsche Alemannisch. Aber noch lange bevor wir auf dem weiten Wege von der Ostsee her bis an die Alpen gelangen, drängt sich uns mit jedem Schritt unsrer Wanderung die Überzeugung auf, wie es kaum eine zweite Kultursprache geben mag, die so reich gegliedert wäre als die deutsche.

Von den Hauptstämmen in Nebensämme, in weitere Äste und immer kleinere Verzweigungen hineintreibend, verschiebt sich das Sprachgefüge in jedem Gau, in jeder Gemarkung des deutschen Mutterlandes zu einer schier unendlichen Fülle von Mundarten und Idiomen, deren subtile Unterschiede zuletzt nur ein überaus feinhöriges, sprachempfindliches Ohr noch auseinanderzuhalten weiß.

Alle diese Sonderheiten, bis auf die letzten Modulationen und Schwingungen hinab, sind auf den heimischen Volksdialekt, als auf den Grundton gestimmt. Überall klingt es mit an, in der Aussprache, im Tonfall, den charakteristischen Wendungen und Redensarten der halbgebildeten und gebildeten Gesellschaftsklassen, bis hinab auf die drastischen Bilder und Kraftausdrücke des einfachen Mannes. Er erweist sich als der Urquell und zugleich als der Jungbrunnen, an dem sich das Sprachgefühl der Heimatgenossen kräftigt und neu belebt.

Bei uns zu Lande, wo wir eines Volksdialekts entbehren, wo die Mahnung Luthers, man möge „auf den Markt gehn und den Leuten aufs Maul schauen“, übel angewandt wäre, da sie uns, angesichts des überwiegenden „Undeutsch“ und „Halbdeutsch“ unsrer niederen Volksschichten, keineswegs zu erfrischendem Quell, vielmehr zu trübem Wasser hinführte, — bei uns dürfte danach, so scheint es, von einer eigenen Mundart nicht wohl die Rede sein.

Dem ist aber keineswegs so. Das niederdeutsche Platt, ist es gleich seit etwelchen Menschenaltern bei uns verstummt, erweist sich als das Fundament, auf dem sich unser ostseeprovinziales Deutsch aufgebaut hat, der Zustrom aus allen Gauen Deutschlands, vornehmlich aus dem westphälisch-niedersächsischen Sprachgebiet, trug unausgesetzt neue Steine zum Bau; die koloniale Absonderung, die durch Generationen hindurch vererbten und überkommenen Gepflogenheiten und das zähe Festhalten an ihnen gaben den Mörtel ab, und so stehen wir in der That einem in sich geschlossenen Sprachgebilde gegenüber, das sich ausgiebig und augenfällig von all den zahlreichen Idiomen des Mutterlandes unterscheidet. Die Bezeichnung „baltische Mundart“ ist mithin durchaus zutreffend, wo wir den Ausdruck Mundart nicht synonym mit Volksdialekt, sondern in seiner weiteren Bedeutung als Sprech eigenart eines begrenzten Ländergebietes nehmen, wie denn solches auch bei unsern einheimischen Sprachforschern seit Bergmann, Gupel und Gadebusch üblich ist. Die volle Berechtigung aber hiezu wird jedem ohne weiteres klar, sobald er einen Blick tut in das umfangreiche Werk unsres vor ein paar Jahren heimgegangenen Veteranen W. von Gutzeit. Sein „Wörterbuch der deutschen Sprache Livlands“, an dem er mit staunenswerthem Fleiß, gleichen Schritt haltend mit dem Grimmschen Wörterbuch, ein halbes Jahrhundert über in treuer Hingabe gearbeitet hat, bietet uns eine überraschende Fülle provinzieller Sprachsonderheiten in einer Reichhaltigkeit, die uns geradezu verblüfft, von der wir nicht annähernd einen Begriff hatten, bevor wir Zeit und Gelegenheit fanden, uns auf diesem Gebiet näher umzusehn.

Als äußerste nach Osten hin vorgeschobene deutsche Sprachmark, die Jahrhunderte hin in engster Berührung mit fremden Elementen gestanden, konnte sich unser Heimatland nicht wohl dessen erwehren, vielfach Ausdrücke und Wendungen der Nachbarvölker theils wörtlich, theils korrumpiert in seine Umgangssprache mit aufzunehmen, ohne daß man hiebei über ein erträgliches Maß hinausgegangen wäre, wie das beispielsweise im Elsaß geschehen ist. Von nachhaltigstem Einfluß mußte begreiflicher Weise das Zusammenleben mit der indigenen Bevölkerung sein. Wir unterscheiden hienach deutlich zwei Hauptgruppen unsres ostseeprovinzialen Deutsch.

Man spricht in Estland, dem estnischen Teil Livlands und auf der Insel Oesel wesentlich anders als in Kurland und im lettischen Südlivland, Riga mit einbegriffen.

Unsre baltische Metropole aber, die sich jederzeit sozialpolitisch, kulturell und gesellschaftlich von den Provinzen zu sondern mußte und vielfach ihr eigenes Gepräge trug, verfügt auch auf sprachlichem Gebiet über ein stattliches Quantum spezifischer Redegewohnheiten, eigenartiger Ausdrücke, markanter Provinzialismen, denen wir sonst im Lande nicht begegnen.

Von diesem Rigaer Idiom insonderheit soll also hier die Rede sein, von der Art und Weise, wie man in Riga spricht, zum Unterschiede von dem Deutsch, das wir sonst im Baltenslande zu hören gewohnt sind.

Ich wahre mir hierbei ausdrücklich das Recht des Plauderers. Danach soll es mir unbenommen bleiben, gelegentlich auch über das Patrimonialgebiet hinaus einen kleinen Streifzug zu unternehmen, sobald Vergleich und Gegenüberstellung mich hiezu auffordern, — dem Leser aber soll es verwehrt sein, von mir erschöpfende Gründlichkeit bezüglich der Ausbeute oder schulmeisterliche Pedanterie bezüglich der Anordnung des Stoffes zu fordern.

1.

Redensarten und Redewendungen.

Man schlägt sich in Riga so gut den Kopf ab wie in Bernau oder Reval, verschluckt sich hier wie dort ein paar Mal des Tages, ohne an seinem Wohlbefinden Schaden zu nehmen. In Riga so gut wie in Mitau oder am Embach setzt man sich *con amore* in den Fuhrmann oder auf den Fuhrmann und beide Teile sind es zufrieden. Mit all derlei Arten oder Unarten der Lebensführung, zu denen wir uns als gute Balten gemeinsam bekennen, haben wir es hier also nicht zu tun, wir belauschen dagegen unsre mit unverfälschtem Dünawasser getauften Mitbürger in ihrer harmlosen Unterhaltung und achten lediglich auf jeden Laut und jede Wendung, die auch uns Provinzlern ungewohnt und fremd ans Ohr klingen.

Moj'n! — Moj'n, moj'n! Prost Nachfest! Wohnt ihr schon im Grünen? Ja, wir sind schon vor Pfingsten gezogen — und ihr? Wir haben noch immer keine Sommerfrau. Unsere Sachen sind schon über Düna auf unsrem Höfchen. Heute gehn wir nach dem Wöhrmannschen Garten Mittag essen. Komm doch auch hin! Is gemacht! Meine Frau und ich werden dich bis fünf Uhr warten! Wiederseh'n! Moj'n! — Moj'n!

Moj'n! Moj'n!

Diesen Gruß ruft man sich meist eilig im Vorübergehn auf der Straße zu. Man leitet aber auch hin und wieder ein kurzes Gespräch mit ihm ein. Am häufigsten hört man ihn in Kaufmannskreisen, unter guten Bekannten, bei jungem Volk. Das eilige Tempo, mit dem man ihn in der Regel abhaspelt, erinnert an das time is money und beeinträchtigt den unbefangenen herzlichen Ton, auf den der Gruß in seiner leicht hingeworfenen Art gestimmt ist.

Prost Nachfest!

Saure Wochen — frohe Feste! Die hastigere, angestrenftere Arbeit an den Werktagen, die Fülle von Vergnügungen aller Art, die der Feiertag oder gar die Festzeit bietet, bringen den Großstädter von selbst darauf, derlei Erholungspausen mehr zu betonen und geflüffentlicher auszunutzen, als das auf dem Lande und in den kleinen Städten geschieht. Überdies gibt es Leute, die dem Rigenser nachsagen, er sei intensiver als seine Heimatgenossen mit dem Vergnügungsbazillus behaftet. Es mag schon etwas daran sein. Ich wüßte in der Tat hier zu Lande keinen Ort, in dem sich beispielsweise von alters her zu den Festzeiten die gemeinsamen Ausflüge unter zahlreicher Beteiligung von Jung und Alt so großer Beliebtheit erfreuen, als hier — im Sommer wie im Winter. Im Sommer auf Extradampfern mit den obligaten „Plaschkotten“, im Winter in voluminösen Schlitten, wobei denn ein halber oder ganzer Tag und Zweidrittel der Nacht regelrecht verjubelt werden. „Prost Fest“ heißt es daher bei uns häufiger als sonst im Lande. Gute Bekannte, vornehmlich Kollegen der Arbeit, trennen sich schon am Vorabend nicht von einander, ohne sich ausdrücklich „vergnügte Feiertage“ zu wünschen, und Fanatiker rufen sich noch extra des

Sonnabends — „vergnügten Sonntag“ zu, und zwar durchaus „vergnügt“, ein andres Begleitwort hört man selten. Da ist es denn begreiflich, daß man in dankbarer und schmunzelnder Erinnerung gemeinsam oder getrennt genossener Freuden allendlich ein „Prost Nachfest“ mit einander austauscht. Es liegt hierin keineswegs eine Aufmunterung zu einem blauen Montag, der Zuruf vertritt vielmehr lediglich die Stelle eines bravgemeinten „Wohl bekomms“ oder „gesegnete Mahlzeit“!

Im Grünen — auf dem Höfchen — über Düna.

Diese Bezeichnungen gehören genau genommen zusammen — „Ins Grüne“ — „aufs Höfchen“ zieht der rechte Rigenjer nur, wenn er dabei „über Düna“ im Sinn hat. Jeder sonstige Sommeraufenthalt wird eigens beim Namen genannt. „Über Düna“ kommt aber als Sommerfrische kaum mehr in Betracht. Je mehr sich die Vororte Hagensberg, Sassenhof, Altona zu regelrechten Vorstadtteilen mausern, je energischer in letzter Zeit gar die elektrische Straßenbahn vordringt, um so mehr schrumpfen die „Höfchen“ zusammen und wandeln sich in Quartiere für Winter und Sommer. Man „zieht“ zwar nach wie vor — „Wann ziehst du?“ „Bist du schon gezogen?“ hört man bei Beginn der schönen Jahreszeit oft ohne nähere Bestimmung, aber es geht nicht mehr „ins Grüne“ — „über Düna“, sondern an den Stintsee, nach Oger, nach Segebold und Cremon, in der großen Mehrzahl endlich an die Strandorte, hier wohnt man „an der Aa“, „am Walde“, „an der See“ auf seiner „Villa“, aber nicht mehr im „Grünen“, nicht mehr auf seinem „Höfchen“.

Doch auf den Namen kommt es ja weiter wohl nicht viel an. Die Sehnsucht nach „Mutter Grün“, wie es der Berliner nennt, steckt jedenfalls jedem Rigenjer tief im Blut. Wer es irgend erschwingen kann, wohnt eben doch, und sei es auch nur für wenige Wochen im Jahr, „im Grünen“, gleichviel ob dieser Ausdruck heute mehr oder weniger im Schwange ist als sonst. Partien „ins Grüne“ und „Grünfeste“ sind nach wie vor überaus beliebt, und unsre „Materialisten“ (dies ist unter Kaufleuten allen Ernstes die gangbare Bezeichnung für Inhaber von Materialwarenhandlungen) haben sogar für einen wunderlichen Sammelnamen gesorgt. Sie empfehlen ihre unentbehrlichen Artikel zur Sommerzeit mit Emphase — allen „Grünbewohnern“!

Sommerfrau!

Verglichen mit den in ihrem Wesen leicht erkennbaren, lichtvollen Gestalten einer Brotfrau, Milchfrau, Eierfrau und andren mehr, hat die Sommerfrau auf den ersten Blick etwas geheimnisvolles — schleierhaftes würde Bruder Studio sagen. Bei näherem Zusehn entpuppt sie sich jedoch ebenfalls als durchaus harmlos und einwandfrei und läßt von vornherein keinen Gedanken an eine „Eheirrung“, oder was dem ähnlich sähe, aufkommen. Sie steht in der Regel in den Sechzigern. Ihre Haupttugenden sind Keulichkeit und Treue. Unter „Treue“ verstehen wir bekanntlich bei Dienstboten den nötigen Respekt in der Unterscheidung von mein und dein. Als Hüterin der Stadtwohnung, während die Herrschaft auf der Villa ist, sieht die Sommerfrau nach dem Rechten — „sie paßt das Haus auf“, wie wir es ab und zu mit einem unedlen Ausdruck bezeichnen hören —, sie wischt den Staub, „gießt“ die Blumen (für begießt) und füttert den Kanarienvogel und den Papagei.

Letzter Sorge ist sie heutzutage meist enthoben, seitdem die abenteuerliche Vorliebe altrigafischer Familien für diesen Unhold und Schreihals einer gesünderen Geschmacksrichtung hat weichen müssen, wobei wir indes nicht verschweigen wollen, daß hier und da unter der jüngeren Generation — es handelt sich hier vermutlich um hartnäckige Fälle erblicher Belastung — „Papchen“ im Grammophon einen würdigen Nachfolger gefunden hat, der ihn allerdings ausgiebig ersetzt.

„Aufpassen“

im Sinne von Acht auf etwas geben, beaufsichtigen, für etwas sorgen, hört man häufiger in der niederen Gesellschaftsschicht. „Unedel“ heißt es in solchem Fall bei Gutzeit, dem ich den Ausdruck entlehne, soweit unter ihm ein korrumpiertes Deutsch verstanden wird, dem wir in besseren Kreisen garnicht oder nur ausnahmsweise begegnen. Immerhin entschlüpft auch mancher Mutter aus der Zahl der oberen Zehntausend, wenn sie beispielsweise auf Besuch geht, die Mahnung: „Marie, bis ich fort bin, passen Sie die Kinder ordentlich auf!“ Auch hört man: er „paßt ihr“ (oder auch sie) in letzter Zeit sehr „auf“ — für: kümmert sich um sie, — macht ihr den Hof.

Bis ich fort bin.

Der Gebrauch von „bis“ für „so lange als“ kommt dagegen nicht nur auch in den besten Familien vor, wie man begütigend sagt, er ist vielmehr in allen Kreisen durchaus heimisch und eingebürgert. Allerdings auch ebenso zweifellos, durchaus falsch und unzulässig. Es darf im obenerwähnten Sinn nur heißen: so lange ich fort bin oder — bis ich wiederkomme. Ob das kleine Wort bei uns wohl je seine ehrliche Bedeutung wiedererlangen wird? Schwerlich! dazu ist die Sprechungsart zu fest eingestiftet. Mitunter nimmt sie eine komische Form an, so, wenn die gutherzige Tante gelegentlich auf die Anfrage einer kleinen Naschkatze kurz resolviert: „Siebes Kind, isß bis is!“ — will sagen, solange der Vorrat reicht, also eigentlich „bis nich is“.

Nach dem Wöhrmannschen Garten.

Für „Wöhrmannschen Park“ oder kurzweg „Park“ hört man nur von geborenen Rigensern noch hin und wieder den früher allgemein gangbaren Ausdruck „Wöhrmannscher Garten“. — Das Vorwort „nach“ in der Zusammenstellung mit gehen ist sehr beliebt. Man geht zwar auch hier wie in der Provinz in die Kirche, ins Theater, zum Markt, zum Wettrennen, aber ebenso häufig auch nach der Kirche, nach dem Markt, nach der Post, nach der Düna, nach der Börse und wie man noch vor kurzem auf einem Wegweiser groß und deutlich lesen konnte, auch — „nach der Traberbahn“.

Is gemacht.

„Is gemacht“, machen wir“, „hat ihm schon“, „wohnt nich“ und all die vielen Jurartikel gleichen Schlages bis herab auf „Krahn umgedreht“ und „rinne ins Berjnügen“ haben mit dem Rigaschen oder livländischen Idiom weiter nichts zu schaffen, sind Berliner importierte Ware, heute gangbar, morgen vergessen und durch andre ersetzt.

Wir werden dich warten.

„Warten“ für erwarten oder auf jemand warten ist allgemein im Gebrauch. Man hört nur ausnahmsweise das richtige „erwarten“. Die Version ist gerade so festgefessen und eingewurzelt wie das oben erwähnte „bis“ für so lange als. Überall sonst, auch in unsren Provinzen, wartet man nur Kinder, allenfalls Kranke, hier werden die gesündesten, ausgetragentsten Jungen bis

an ihr Lebensende „gewartet“, und da hierin weder der handelnde noch der leidende Teil etwas auffälliges sieht, wird es ja wohl für absehbare Zeit beim altherkömmlichen Brauch bleiben.

So! da hätten wir denn unser kleines Zwiegespräch und dazu noch einige Redeb Blüten, die wir mit hineinstreuten, gebührend zerpflückt. Wir überlassen unsere Gewährsleute den Freuden des Mahls im „Wöhrmannschen“ und überreichen ihnen

„die Speisefarte“.

In etwa zwanzig Jahren hat sich nämlich — soweit unsere Gasthäuser und Restaurants in Frage kommen — die altbewährte Speisefarte allmählich ausnahmslos in eine unleidliche „Speisefarte“ umgewandelt. Gott schütze uns vor unsern Freunden! möchten wir hierbei ausrufen. Denn es handelt sich ja wohl um überzeugungstreue Puristen und Sprachheiferer, denen wir die unglückliche Neuerung zu danken haben. Sie ist nicht eigenartig rigisch, treibt vielmehr, wie wir in Wußmanns Sprachdummheiten nachlesen können, auch in Deutschland ihr Wesen. Bei uns datiert sie etwa aus der Zeit, wo die zweisprachige Karte Eingang fand, und es mag der russische Ausdruck „карта кушаньямъ“ mit dazu beigetragen haben, die Verstümmelung zu beschleunigen, unter der fälschlichen Annahme, es handle sich bei der deutschen Bezeichnung um eine Zusammensetzung aus zwei Hauptwörtern, wonach sich dann ja allenfalls über die Version reden ließe, wenngleich auch hier das Analogon „Weinkarte“ (nicht Weinekarte) deutlich für den alt überkommenen Ausdruck spräche. Nun trifft obige Annahme aber keineswegs zu, vielmehr ist „Speisefarte“ aus der Stammsilbe des Zeitworts speisen (also speis) und dem Hauptworte Karte entstanden, wobei des Wohlklang wegen ein „e“ zwischen die Wörter geschoben wird. Vergleiche: Speis—e—zimmer, Wartesaal, Badereise, Reisekoffer, Hängematte, Lesebuch, Brausepulver usw.

Wie uns nun niemand statt einer Badereise eine Badreise, Bäderreise oder gar Badenreisen aufzwingen darf, auf der wir gelegentlich etwa unsern Reisekoffer im Wartesaal abzustellen hätten, wie es für alle Zeit hinaus keinem sprachmeisternden Wagehals (noch weniger einem „Wagenhals“) gelingen soll, uns, sobald ihn die Lust dazu anwandelt, statt eines harmlosen Blasenbalsams einen unappetitlichen Blasenbalsam in die Hand zu spielen oder in weiterer Analogie uns das biedere Nashorn in ein Nasenhorn

zu verkehren, so sollte es, wenn es nach dem Rechten ginge, auch ein für alle Mal bei der „Speisekarte“ sein Bewenden haben, und die Herren Gastwirte täten gut daran, wenig zu dem alten, richtigen Sprachgebrauch zurückzugreifen. Wenig, denn es darf von ihnen verlangt werden, daß sie sich, wo ihnen Zweifel über die Richtigkeit eines Ausdrucks aufstoßen, an zuständigem Ort Rats erholen, statt, ihrem eigenen Urteil blind vertrauend, auf einem Gebiet Entscheidung zu treffen, das ihnen erfahrungsmäßig fern liegt. Es käme solche behutsame Praxis sicher auch dem Text ihrer „Speisekarten“ zu gut, mit dem es gleichfalls nicht immer zum Besten bestellt ist. Beispielsweise würden sie ihren Gästen nicht weiterhin zumuten, „en tricot“ zu speisen (sic! statt Entrecôte), wie das in einem unsrer öffentlichen Gärten, im Kaiserlichen, durch Jahre hin üblich war.

Dem gleichen unberufenen sprachlichen Übereifer auf Grund des gleichen Mißverstehens verdanken wir die Wendungen:

„Rechnenfehler“, Zeichenlehrer“, „Turnenschuhe“.

Auch hier handelt es sich um eine Zusammensetzung der Stammsilben des betreffenden Zeitworts mit einem Hauptwort, während die Infinitivform durchaus unzulässig ist. In die Stammsilbe „rechn“, „zeichn“ wird des Wohllauts wegen vor das Schluß- „n“ ein „e“ eingeschoben und alsdann das Hauptwort drangefügt. Danach heißt es richtig nur Rechenfehler, Zeichenlehrer und endlich Turnschuhe, — hier in einfacher Verbindung der Stammsilbe des Zeitworts turnen mit dem Hauptwort. Vergleiche: Turnstunde, Singstunde, Springslut, Laufpaß, Lauffeuer u. s. w.

Nach dieser kurzen schulmeisterlichen Exkursion kehren wir nochmals zum Geplauder unsrer Mitbürger zurück.

Diesmal eine kleine Abschiedsszene:

Erbarmung! Wollen Sie schon fort? Es ist ja noch schrecklich früh, — Sie haben doch Ihr eigenes Fahrzeug unten stehn, da können Sie doch noch ein wenig bleiben. Danke sehr, aber ich habe meinem Mann versprochen, zum Abendbrot zu Hause zu sein.

Es folgen nun die 7 bis 17 unvermeidlichen Minuten, in denen beim Ankleiden im Vorzimmer noch mit erhöhter Verbe und in fliegender Hast alle erdenklichen Neuigkeiten und Familieninterna kurz verhandelt werden, bis es dann zum Schluß heißt:

Nun adieu, adieu, grüßen Sie Ihren Mann recht sehr, wird er denn auch nicht einmal zu uns kommen? Laß er doch nicht immer über seinen Büchern sitzen! Adieu, adieu! Kommen Sie gut nach Hause!

Er barmung!

Dieser wunderliche Ausdruck des Erstaunens ist in Kurland und Riga zu Hause. Man hört ihn sonst im Lande nicht. Auch bei uns selten aus männlichem Munde. Er scheint eigens vom schönen Geschlecht und hier wieder insbesondere von den jüngeren Jahrgängen in Pacht genommen zu sein. Die Anfangsilbe wird gedehnt und akzentuiert gesprochen. Der Tonfall variiert, ist jedoch meist schwachmend und von einem Augenaufschlag begleitet, der eine leise Koketterie verrät. Es wird der beliebte Ausruf danach sehr verschieden, weil persönlich und nach Maßgabe der angewandten Mittel gewertet. Viele verurteilen ihn als geziert und läppisch, aber es gibt sicher welche, die, vom rechten Pfeil getroffen, dem entgegenhalten: „Pfui, ich finde ihn schrecklich nett!“

Fahrzeug.

Karl Sallmann in seinen „Lexikalischen Beiträgen zur deutschen Mundart in Estland“ führt 52 verschiedene Benennungen an für allerlei Gefährte, Wagen und Schlitten, deren man sich in Estland bedient, und man könnte der Sammlung noch ein gutes halbes Duzend hinzufügen. Im Gegensatz zu dieser subtilen Art, zu unterscheiden, die dem Lexikographen an dem Estländer auffällt, greift in Riga häufig eine Verallgemeinerung Platz, die hinwieder in den Provinzen so gut wie unbekannt ist.

In neun unter zehn Fällen spricht der Rigenser einfach von seinem Fahrzeug. Freilich nur in der Verbindung mit dem Pronomen mein, dein und sein. Es heißt nicht etwa: „mir begegnete ein Fahrzeug“, „ich habe ein hübsches Fahrzeug gesehen“, wohl aber fast ausschließlich: Ich habe mein Fahrzeug unten stehen. Hast du dein Fahrzeug nachbestellt? Er hat immer sein Fahrzeug mit.

Abendbrot.

Diese schlichte, anheimelnde, altbürgerliche Bezeichnung für Abendessen ist in Riga noch vielfach üblich, übrigens auch in Kurland. In Livland hört man sie leider garnicht mehr.

Auch nicht (für nicht auch).

Diese sinnverwirrende Umstellung von nicht auch in „auch

nicht“ in der Frageform ist in besseren Kreisen selten. Trifft sie dich aber, so empfindest du sie fast wie einen körperlichen Schmerz. — Alles trinkt Tee, da fragt dich der Wirt, ob du „auch nicht“ ein Glas trinken werdest. Alles rüstet sich zu einem Spaziergang — ob du ihn „auch nicht“ mitmachst. Alles tanzt im Saal — ob du „auch nicht“ tanzen wollest u. s. f. Es ist zum Verzweifeln! Zum Glück ist der Sündenbock dein Freund, du machst ihm klar, wie unsinnig die Wortverstellung ist. Er begreift, — er gelobt Besserung. Die üble Gewohnheit aber und die mangelnde Sprachempfindung behalten die Oberhand. Du begegnest ihm am anderen Tage — er empfiehlt dir eine neue Sorte Zigarren, sie sei billig und bekömmlich —, zieht sein Etui und fragt dich mit der harmlosesten Miene: „Probierst du auch nicht eine? — nur der Wissenschaft wegen.“

Der Wissenschaft wegen.

Die allergewöhnlichsten und ungewöhnlichsten Dinge stellt man bei uns in den Dienst der Wissenschaft. Man probiert Schnäpse, Weinsorten, besucht eine Maskerade, macht eine Ausfahrt zum Griesenberg hin — alles der Wissenschaft wegen.

Eine alte, würdige, zugleich lebensfrische Dame meiner Bekanntschaft war vor Jahr und Tag beim Anblick der Eisberge im Kaiserlichen Garten — sie kannte den Sport noch nicht — so hingerissen, daß sie — obgleich schon bedenklich in den Siebzigern — nicht übel Lust hatte, mit von der Partie zu sein. Es gelang ihr zwar nicht, sich auf die in ihr schlummernden Talente hin zu prüfen, da die Kinder energisch dagegen Protest erhoben, aber die gute Alte war jedenfalls schwer von der Notwendigkeit so strenger Observeanz zu überzeugen, da sie immer wieder beteuerte: sie wolle ja nur ein einziges Mal hin und her rutschen — „der Wissenschaft wegen“!

Der Ausdruck stammt aus dem zopfigen Juristendeutsch, nach welchem in alter guter Zeit die unfehlbare Oberbehörde den Unterinstanzen mancherlei wichtige und unwichtige Dinge zur „Wissenschaft und Nachachtung“ — mitzuteilen die Gepflogenheit hatte. Hieran anklingend begegnen wir dem Ausdruck auch im übrigen Livland, jedoch immer als Zitat, immer nur im jovialen Scherzton. In Riga wird er durchaus ernst genommen. Sogar von Oberlehrern, wie ich bezeugen kann. — Na also! Da ist ja wohl, wie der Berliner sagt, nicht weiter „daran zu tippen!“

„Laß er“ —

Mit besonderem Eifer hat Gutzeit in seinem Wörterbuch das „laß er“ in der Bedeutung von „mag er“ oder „möge er“ unter die Lupe genommen.

„Laß doch der Stand bedrängter Waisen,

Mein Leser, dir zu Herzen gehn“ —

finden wir aus der Inschrift vom J. 1649 am Rigaschen Waisen-
hause als ältesten Beleg für Riga angeführt. Es folgen Zitate aus
Stenders lettischer Grammatik v. J. 1665, aus Krüger, Kohl
und andern mehr, bis auf Frischbier (in Bezug auf die gleiche
Redewendung in Preußen), und das Resultat der Erörterungen
läuft darauf hinaus, daß, entgegen der gangbaren Annahme, die
Ausdrucksweise weder dem Lettischen noch dem Russischen ent-
nommen oder nachgebildet sei. Ich kann mich nicht zur An-
schauung Gutzeits bekennen. Der Einwand, daß wir im lettischen
„lai wiašč nahš“ und im russischen „пускай онъ ѣдетъ“ die
dritte Person der Einzahl, statt des im Deutschen beliebten In-
finitivs, angewandt sehen, wiegt meines Erachtens keineswegs
schwer genug, um hier eine Anlehnung an die fremdsprachliche
Form für gesucht oder gar ausgeschlossen zu halten. Vielmehr
erscheint sie durchaus wahrscheinlich, da wir sonst in deutschen
Idiomen nirgend dem „laß er“ begegnen, auch in Nordlivland nicht,
wo die Wendung dem Estnischen gleichfalls fremd ist. Frischbier als
Gewährsmann für einen Winkel Ostpreußens ist jedenfalls von
geringem Belang. Hier dürften leicht Einflüsse des litauisch-flawischen
Idioms mit hineingespielt haben, bei dem wir wohl eine gleiche
Ausdrucksweise wie im Lettischen und Russischen annehmen dürfen.
Auch steht ihm ein anderer guter Preuße gegenüber, der, wenn auch
nicht speziell Sprachforscher, doch überaus vertraut ist mit den
Dialekten seiner Heimat und nicht ansteht, daß „laß er“ kurzweg
als „Russizismus“ zu bezeichnen. Es ist das kein Geringerer als
Fürst Bismarck, der uns in seinen „Gedanken und Erinnerungen“
Bd. II S. 138 die nette Anekdote von Gortschakow bringt, der auf
die Frage hin, was etwa Kaiser Wilhelm ihm wohl schenken dürfte,
wie es an zitierter Stelle heißt, zur Antwort gab: „Laß er mir
(Russizismus) eine tüchtige Dose geben mit guten Steinen“ (avec
des grosses bonnes pierres).

Bei uns käme jedenfalls nur eine Anlehnung an das Lettische

in Frage, da das weit zurückliegende Datum oben angeführter Inschrift den Einfluß des russischen Idioms ausschließt. Jedenfalls ist das „laß er“ in Riga, auch in Preisen, in denen man ein gewähltes Deutsch hört, durchaus gang und gäbe. Laß er morgen zu mir kommen, laß er seine Papiere mitnehmen, laß er selbst den Preis bestimmen, laß er hübsch bescheiden bleiben u. s. w.

Kommen Sie gut nach Hause!

Wir haben schönes klares Wetter. Im Kalender steht weder dritter Hungerkummer noch der Andreastag verzeichnet, wir erwarten keinen Eisgang, auch ist es nicht die Zeit der Rekrutenaushebung. Im Alkoholenuß gingen wir nicht über das erlaubte Maß hinaus, wonach also auch eine satirische Anspielung auf unsre behinderte Bewegungsfähigkeit völlig ausgeschlossen scheint, und doch versäumt der Wirt nicht, uns scheidenden Gästen die wohlgemeinten Geleitworte mit auf den Weg zu geben. Danach handelt es sich hier also wohl um eine alte überkommene Gepflogenheit, die sich von Vater auf Sohn vererbt hat, — von Generation auf Generation. Sei stammt vielleicht noch aus jenen finsternen Zeiten, von denen uns Andreas (Badendieck) ein so anschauliches Bild entwirft, aus jenen Tagen, in denen die unausgesetzten Handel zwischen Orden und Bürgerschaft zur Signatur altrigischen Straßenlebens in vorgerückter Abendstunde gehörten, und die Jungen zwitschern nun das Lied der Alten trotz „Gorodowis“ und Gasbeleuchtung weiter fort. Die Altvätergewohnheit steckt manchem so tief im Blut, daß er uns noch nach Wochen fragt: „Kamen Sie neulich gut nach Hause?“ oder „Wie kamen Sie neulich nach Haus?“ Als worauf wir dann alle Mühe haben uns zu besinnen, welcher denkwürdige Tag gemeint sei und was den besorgten Frager dazu veranlassen kann, sich so hartnäckig um uns besorgt zu zeigen, maßen doch jahraus jahrein alle die tausende, die abends auf Besuch waren, stets ungefährdet den Herd der heimischen Penaten erreichten.

Zum Schluß möge noch eine Reihe von Sonderausdrücken folgen. Ich wähle auch hier nur die gangbarsten, auf die ich mich gerade habe besinnen können. Entlehnungen aus dem Lettischen und Russischen behalte ich mir für einen besonderen Abschnitt vor. Bei diesen sowohl wie bei den unten in alphabetischer Reihe folgenden mögen viele auch in Kurland und einem Teil des lettischen Livland im Gebrauch sein, jedenfalls sind sie in Estland und im

estnischen Livland meist durchaus fremd. Viele von ihnen sind nur in den niederen Volksklassen üblich. Ich bezeichne diese mit „gew.“ = gewöhnlich oder unedel, wie es bei Gutzeit heißt.

Angaben (gew.) — für sich Ausschreitungen erlauben: Was geben die nicht alles an — sie geben an wie Verrückte.

Aufbeißen — für Frühstück oder zu ungewohnter Stunde, wenn einem flau zu Mut ist, etwa zu sich nehmen: Ich will erst etwas aufbeißen.

Ausfehlen (gew.): Es stimmt nicht, es fehlen noch 20 Kopeken aus. Ich will das Grundstück kaufen, aber mir fehlen noch 200 Rubel aus.

Ausstudierte — für „junge Philister“, wie sonst im Lande Leute genannt werden, die kürzlich an der einheimischen Universität das Examen bestanden haben und im Begriff sind, sich in den bürgerlichen Beruf einzureihen: Es waren auf dem Ball Studenten, Polytechniker und auch Ausstudierte.

Bei eins (gew.) — für zusammen: Das kann man bei eins abmachen.

Beigehen — Kind! geh doch mal am Wäscheschrank bei und bring mir ein Handtuch!

Beestmilch — die Milch einer Kuh, die gekalbt hat — Kälberdanz oder Kalberdanz sagt man in Livland —, zugleich eine rigisch-libländische Lokalspeise, die gleich dem unten angeführten Klunker-
mos sich in gewissen Kreisen großer Beliebtheit erfreut, während beide Gerichte meines Erachtens mit vollem Recht in der Regel grenzenloser Verachtung begegnen.

Brätlinge — (auch Breitlinge), ein kleiner zarter Fisch, wohl mit der norddeutschen Sprotte identisch. Frisch geräuchert oder gar am Spieß geröstet, zählen sie zu den delikatesten Leckerbissen unsrer Strandgäste.

Brücken — niederdeutsch für pflastern, in Riga bereits im Jahre 1413 üblich (nach Broke), hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten und wird fast häufiger gebraucht als der hochdeutsche Ausdruck.

Drift — für Trift, nur von Tauben gebraucht: in einer Drift fliegen. „Streicher“ halten nicht Drift.

Dummerhaft — für dumm. Auch „Dummiä“ für Dummkopf.

Dwalen — in zwei Bedeutungen, einmal: unruhig schlafen, dann: albernes Zeug schwätzen.

Frater — Hierunter wird immer nur ein Angehöriger der Fraternitas Rigensis verstanden — Bursch oder Philister. Die Glieder der Fraternitas Baltica am Polytechnikum heißen kurzweg „Balten“.

Glasmilch — für „saure Milch“ wie es sonst heißt. In Riga gebraucht man den Ausdruck „saure Milch“ meist für Käsemilch.

„Gott schütz“ — Kurzer Ausruf des Schreckens, fast nur bei kleinem, geringfügigem Anlaß im Gebrauch, wie das früher erwähnte „Erbarmung“ und gleich diesem vom zarten Geschlecht bevorzugt.

Gruft, grüftig — für Grube, grubig: Der Weg ist voller Gräfte, ein grüftiger Weg, statt grubig — Weg voller Gruben, wie wir in der Provinz sagen.

Handkammer — in Livland hört man dafür meist „Schafferei“.

Hafenholmer — auch „Hafenholmscher Engländer“, ein Mann, der sich die Allüren eines Engländers (im weiteren Sinn eines vornehmen Mannes) — gibt, aber nicht waschecht ist. Diese sonderbare scherzhafte Bezeichnung soll aus einer Zeit stammen, die paar Jahrhunderte zurückliegt. Den Engländern, heißt es, sei es dazumal verwehrt gewesen, über die Schiffsfahrtsperiode hinaus in Riga Quartier zu nehmen und sie haben danach in Hafenholm oder sonst in der Umgegend überwintern müssen, ein Umstand, der ab und zu unternehmende Ureinwohner der Düna-Insel dazu verleitet hat, sich selbstbewußt, wengleich ohne Glück und Erfolg, als Söhne Albions aufzuspielen.

Hungerkummer — bekanntes Volksfest am 1., 2. und 3. Montag nach Christi Verkündigung, schon 1637 soweit eingebürgert, daß es in einer Urkunde dieses Jahres heißen konnte, „der Prediger predige zu Dünamünde auf Laurentii und zu Neuermühlen auf Hungerkummer“ (Gutzeit). Es wäre erfreulich, wenn die Stadtverwaltung oder sonst gesellschaftliche Autoritäten, mit denen wir ja in den vielen Vereinen reich gesegnet sind, sich bemüht zeigten, einen dieser Hungerkummertage, vor allem aber den Krautabend, zu hübschen, freundlichen und würdigen Volksfesten auszugestalten, statt daß, wie bisher, die oberen Zehntausend naserümpfend und achselzuckend stumme Zeugen dessen sind, wie die hübschen Volksfeste und Gedenktage von Jahr zu Jahr mehr und mehr versumpfen und verlumpen. Das

panem et circenses kann bei weiser Ökonomie und in rechter Schüssel serviert, gewiß dazu beitragen, erzieherisch und veredelnd zu wirken. Die freie Musik des Sommers über im Währmannschen Garten scheint ein Beispiel dafür. Aber auch der kleine und kleinste Mann, und gerade er, weil sein schmaler Beutel es ihm sonst verbietet, hat ein Anrecht darauf, an ein paar Tagen des Jahres wirkliche Feste zu feiern, und je mehr man dafür sorgte, daß solche in erhöhtem harmlosem Frohsinn und wechselvoller Schaulust, statt in gesteigertem Alkoholkonsum gipfeln, um so ausgiebiger entledigte man sich zugleich einer sozialen Pflicht, und es ist nicht gering anzuschlagen, daß hierbei überdies eine gewisse Fühlung, ein gewisser Kontakt zwischen den oberen und niederen Gesellschaftsschichten, der allmählich ganz verloren zu gehen droht, notdürftig gewahrt bliebe.

Jahré (gew.) — mit scharfer Betonung der Endsilben, für viele Jahre, Jahr und Tag: Das kann Jahré dauern. Darüber können Jahré vergehn.

Klunke mos (—m u s) — eine dünne Milchsuppe mit darin schwimmenden „Klumpen“, eine gastronomische Verirrung, der man, wenn auch selten, auch in Nordlivland begegnet (vgl. Beestmilch).

Knokenhauer — in Riga seit ältester Zeit und zwar ausschließlich im Gebrauch für Fleischer (Knokenhouwer in d. rig. Bursprache von 1412). In Nordlivland hört man den Ausdruck kaum.

Kopfkäse — für Sülze.

Krautabend — seit alters her hübsches Dünafest zwei Tage vor Johanni, am 22. Juni. Es droht allmählich zu verkümmern. Überaus hübsch und würdig wurde es leztthin 1901 im Jubiläumsjahr gefeiert (siehe Hungerkummer). Näheres über Krautabend und Krautmarkt finden wir im Gutzeitichen Wörterbuch.

Kulengräber — das plattdeutsche „Kule“, noch häufig wechselnd mit dem pathetischen „Gruft“ (s. oben) für Grube im Gebrauch! Uneigentlich bezeichnet man mit Kulengräber ab und zu den Kirchhofsaufseher.

Lachs vögel — für Wasserjungfern, Libellen, weil diese sich zur Zeit, da die Lachse stromaufwärts ziehen, in Scharen einstellen.

Mundvollchen — Manning! Heute hab ich dir ein schönes Mundvollchen Lachs mitgebracht!

Murcheln — für quälen: Er murchelt mich, auch: ich habe mich

mit der Sache schrecklich abgemurxelt, plattdeutschen Ursprungs, wie das in den Provinzen allgemein gehörte: sich abmarachen in gleicher Bedeutung.

Nüchternmäßig —: ein nüchternmäßiger Böttchergeselle wird gesucht — laut Zeitungsinserat.

Schierfleisch — von dem niederdeutschen schier — hell, klar, makellos. Im niederdeutschen Sprachgebrauch schiert man die Eier, die Butter, d. i. prüft sie auf ihre Reinheit (nach Abelung). Schierfleisch gleich Fleisch ohne Knochen.

Sprengwasser — für Quellwasser. Sprengstraße.

Stehen — oft für liegen. Die Tochter am Wäscheschrank (siehe „beigehen“): Mama, wo stehen denn die Handtücher, unten oder oben?

Studiermachergesellen — scherzhafter Ausdruck, unter den Handwerkern üblich, für — Studenten.

Süßjauerbrot — für „Feinbrot“, wie man in Livland sagt, worunter (auch nach Hupel belegt) gebeuteltes Brot im Unterschied von grobem Brot verstanden wird. In Riga versteht man unter „Feinbrot“ süßes Gebäck.

Übergehen — für vorübergehen, aufhören. Hast du noch Schmerzen? Nein, sie sind schon übergegangen.

Überlei (gew.) — für überzählig.

Was hab ich für Schaden! (gew.) — soviel wie: mir kann es gleich sein — ich leide darunter nicht.

Was schadt ihm! (gew.) — etwa soviel wie: er kann es vertragen, er sitzt ja in der Wolle.

Zigorien — allgemein für Zichorien (lat. cichorium).

2.

Eine Fahrt auf der Düna. Ein Gang durch die Stadt.

Reich ist Riga an eigenartigen Bezeichnungen für gewisse Stadtteile, Ortsgelegenheiten, Straßen und Häuser im Weichbilde der Stadt sowohl als in den Vorstadtgebieten, und der Dünaström mit seinem wechselvollen Handel und Wandel sorgt an seinem Teil für ein stattliches Bündel markanter Ausdrücke.

Solange im Winter die Düna „steht“, gibt es „Wensel“, kleine Zufuhrbrücken, die vom Ufer auf das Eis führen. Die

beliebten Wetten über den Termin des Eisganges haben in letzter Zeit nachgelassen, seit das Aufbrechen der Schollen nicht mehr vom lieben Gott, sondern in erster Reihe von der Hafenverwaltung und den ihr unterstellten Eisbrechern bestimmt wird.

„Geh“ dann die Düna endlich, so ist halb Riga auf den Beinen. An „Dünakant“ und an „Brückende“ wimmelt es von schaulustigem Volk. Während Gutzeit „Dünakant“ einfach als „unedel“ bezeichnet, wie das ja auch zutrifft, ist er gegen „Brückende“ duldsamer: „die am Ende der Brücke belegene Örtlichkeit — ein als unedel angesehener Ausdruck, der aber im Munde vieler ganz geläufig ist und die Sache kurz bezeichnet.“

Nach dem Eisgang holt man die Pontonbrücke (früher Floßbrücke) aus ihrem Winterquartier hervor, sie wird „aus dem Graben aufgebracht“ und neu „gelegt“. Der Strom bedeckt sich oberhalb mit „Strusen“, wunderlichen Gefährten, die, riesenhaften Butten ähnlich, aus Weißrußland her die Düna hinabschwimmen, um ihre Schätze an der Brücke feilzubieten. Die Ware wird teils verhökert, teils in größeren Partien verkauft und wandert in die eigens zu diesem Zweck erbauten Speicher — die „Ambaren“. Dem russischen Ausdruck „Ambare“ (eigentlich Scheune) begegnen wir schon 1805 in den Rigaschen Stadtblättern. Ist endlich alle Ware an den Mann gebracht und zuguterleht auch das rohgezimmerte schwimmende Magazin als Brenn- oder Kuchholz verschachert, dann rotten sich die Inzassen, die uns trotz alljährlicher Wiederkehr in ihrer ganzen Erscheinung und ihrem Gebahren nicht weniger seltsam und fremdartig anmuten, als ihre Gefährte, zu hellen Haufen zusammen und streben in abenteuerlichem Aufmarsch der Bahn zu, um, dicht in die eigens für sie — die „Strusenrußen“ — bereitgehaltenen Wagen gepfercht, der Heimat zuzueilern.

Mittlerweile gewährt uns die Düna ein neues überraschendes Bild. Soweit das Auge reicht, ist sie in ihrem oberen Lauf mit Flößen bedeckt, ein schmaler Streifen nur ist für den Verkehr der Dampfer freigelassen. Bei den vielen Windungen des Flusses und den zahlreichen Holmen, die aus ihm aufragen, haben die schwimmenden Balkenprähme von der Insel Dahlen ab an der „Gypseecke“ vorüber bis zur Stadt hin schwierige Fahrt. „Es gelingt ihnen denn auch oft vergebens“, — um mich einer skurilen Ausdrucks-

weise zu bedienen, die ich in Deutschland hörte, — sich auf der rechten Bahn zu halten und ungefährdet durchzuwinden.

Berschwören sich dann noch extra Wind und Wetter gegen sie, so bricht der gefürchtete „Salom“ über uns herein, unter dem die örtlichen Holzhändler aufs empfindlichste zu leiden haben. (Das russische „Salom“ für das alte gut deutsche „Floßbruch“ ist übrigens erst in neuerer Zeit bei uns aufgekommen.)

Es ist dann eine Zeit über viel von „Flößern“ (kurzes ö) und „Hölmern“ die Rede. Diese ungewöhnliche und unzulässige Pluralbildung ist in Riga allgemein. Auch Gutzeit bedient sich ihrer schlankeweg.

Bei dem bösen Drunter und Drüber, im eigentlichen Sinne des Wortes, wo sich die wild gewordenen Balken wie Kraut und Rüben ineinander mengen, unter und übereinander verschoben, haben dann die „Ankerneeken“ alle Hände voll zu tun, um, soweit solches erreichbar ist, aus dem Gewirre notdürftig wieder ins Gleis zu kommen. Die „Ankerneeken“ mit ihrem „Ankerneekenamt“ und allem, was dem zugehörig ist, stellen sich, sprachlich genommen, als ein eigenartiges, deutsch-lettisches Zwittergeschlecht dar, dem in seiner weitgreifenden Berufssphäre keine unwichtige Rolle im Rigaer Verkehrsleben zugefallen ist. Stilvoll und bezeichnend für die nationale Verbrüderung, die durch den Namen der Innung angedeutet wird, heißt seit Jahr und Tag eine ihrer bewährtesten Firmen: „Strauch und Krühming“.

Neben den „Ankerneeken“ interessieren uns die „Ligger“, deren Tätigkeit bereits in den Amtschroniken von 1450 bestimmt wird. Es werden darunter alle Tagelöhner, Lastträger, Bollwerk- und Schiffsarbeiter verstanden, die, früher in besondere Zweige getrennt, nunmehr ein Amt bilden, wie aus einer alten Verordnung für die Marktkommission ersichtlich ist: „Die Träger, Aß- und Heringsligger, Wagschalknechte, Flachsstopfer, Leinsaat- und Wachs-packer sind alle in ein Amt, in das der Ligger, vereinigt.“ Die Etymologie des Wortes ist nicht ganz klar, doch spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß es gleichbedeutend mit „Lieger“ ist, einem alten kaufmännischen Ausdruck für Wächter, Aufpasser (so auch nach Grimm, bei dem die Form „Ligger“ indes nicht Erwähnung findet). Ligger aber ist nach Gadebusch und andern die holländische Version für Lieger.

Je nachdem wir unsern Weg von der Brücke oder dem Schloß her nehmen, passieren wir die Lübecker, Stettiner, Hamburger oder Bernauer, Windauer und Arensbürger Passagierdampfer, um zu den „Augsburgern“, die am „Andinenstege“ halten, zu gelangen. Mit der Seestadt Augsburg haben diese Strandfahrer nichts gemein, sie verdanken ihre Benennung lediglich dem Eigennamen ihres Besitzers.

Auf unsrer Tour den Fluß hinab nehmen wir nach der uns gestellten Aufgabe zunächst Notiz von den uns begegnenden oder im langsamen Tempo begleitenden „Schleppern“, auch „Bugfierer“ genannt, „Jollen“, „Bordingen“ und „Plaschkotten“.

Unter den „Schleppern“ bevorzugt der Volkswitz die Herren „Marx“, „Mes“ und „Kules“ (Herrnmarx“, „Hermes“, „Herkules“). „Bugfierer“ leitet nach Grimm seinen Namen vom Bug des Schleppers her und ist gleich „Jolle“ (nach Grimm eine Art kleiner Rähne an der Nordseeküste und in der Elbe) und „Bording“ gut deutschen Ursprungs. Letzteres bezeichnet eine Art kleiner einmastiger Seehalter der Schiffe, deren Namen schon in den ältesten Zeiten Rigas vorkommt — „Bordingmeister“ schon in der Bursprache von 1412. „Plaschkott“ endlich ist aus dem Russischen entlehnt, das deutsche „Prahmboot“ oder „Fährboot“ dagegen bei uns nicht im Gebrauch.

Wir fahren am Zollquai vorüber, wo uns die voluminösen Stückgüter, Maschinen und dergl. mehr auffallen, die außer mit „Ragoſhen“ (eine Bezeichnung, die überall im Lande üblich) mit „Präsenigen“ (schwedisch), geteerten und geölten Leinüberzügen vor der Unbill des Wetters geschützt werden. Die vielen „Kajen“ auf unserm Wege — Heringskaje, Ballastkaje u. s. f. — sind der Etymologie nach niederdeutschen und holländischen Ursprungs, sinn- und sprachverwandt mit dem französischen Quai, die Uferländer, an denen Waren ein- und ausgeladen werden.

Weiter unterhalb zweigt sich ein breiter Nebenarm, „die rote Düna“ ab — bis Mühlgraben, wie der Ausfluß des Stintſees oder richtiger des Jägelſuffes in die Düna genannt wird, bis wir dann an der „weißen Kirche“ vorüber nach Boldeeraa gelangen.

Der drastischen Kennzeichnung von Baulichkeiten nach Farben begegnen wir mehrfach. Stadtbekannt sind außer der „weißen

Kirche“ die grüne Apotheke“ (Kaufstraße), die „gelbe Bude“ (Sassenhof), die „roten Speicher“ (im Ambarenviertel).

Am linken Ufer haben wir auf unsrer Fahrt zunächst die Partie von „Über Düna“, von der bereits mehrfach die Rede war, dann „die Sunde“, sicher gleichbedeutend mit Sund, einen Nebenarm der Düna, der bei Hagensberg abzweigt, um bei Podera wieder in den Hauptstrom zu münden. „Podera“ hat den Ton auf der ersten Silbe und ist eine Verkürzung aus „Poderagge“. Ragge bedeutet im Lettischen Spitze, Ecke, Landzunge — vergleiche Kengeragge, Raggezeem. Endlich dehnt sich weit die „Spilwe“ vor uns aus, eine Niederung, die den Rigenfer mit vorzüglichem Heu versorgt. Woher das Wort mit dem plattdeutschen Klange stammt, habe ich nicht herausbringen können; es kommt schon im 15. Jahrh. vor.

Nun lenkt unser Schiff an dem Städtchen Bolderaa vorüber in die Bolderaa, das ist in die Mündung der kurischen Na ein, und zwar im scharfen Winkel. In alter guter Zeit veräumte der größte Teil der männlichen Strandfahrer nicht, sich bei diesem bedeutungsvollen Ereignis wie auf Kommando (von den Plätzen auf Deck zu erheben, um sich in der Kajüte, altem Brauche folgend, den „Biegungsschnaps“ zu gönnen, der gleich den übrigen Schnäpsen unsres Landes die Eigenschaft besaß, daß man sich nach ihm wie „ein anderer Mensch“ fühlte, wonach man sich dann klar zu werden suchte, ob dieser andre Mensch nicht gleichfalls eines Schnapses bedürftig sei. Unter solchen Erwägungen, die meist im bejahenden Sinn entschieden wurden, ging es dann schließlich die Na hinauf am „Durchbruch“ und am „Rehstand“ vorüber bis an einen der Strandorte. Der „Durchbruch“ bei Bullen ist ein Abfluß, den sich die Nawässer zu einem Teil schon vor der offiziellen Mündung in die Düna direkt ins Meer hinein erlauben, — der „Rehstand“ bei Alt-Bilderlingshof endlich eine hübsche Uferpartie, die gern zu Picknicks und Grünfesten auserlesen wird, während Rehe dort freilich seit Menschengedenken nicht weiter „gesichtet“ wurden, wie es im modernen Zeitungsdeutsch heißt.

Mit dem Bahnzug kehren wir zur Stadt zurück, über Sassenhof, Thorensberg und Klüversholm, wo wir die eiserne Brücke erreichen. Auch hier wieder Holm, Berg und Hof. Die Menge der Holme, die aus dem Wasser der Düna aufragen, ver-

anschaulichen uns am besten das mächtige Stromgebiet. Außer den vielen unbewohnten und den vielen von einem Straßennetz überzogenen Flußinseln finden wir im Adreßbuch noch weitere 16 Holme angeführt. Mit Ortsnamen, die auf „hof“ enden (hoff, wie wir sprechen), sind wir ganz merkwürdig gesegnet. Ich finde deren — außer Hagenshof, Saffenhof, Schwarzenhof und vielen andern — nicht weniger als 66 im Adreßbuch verzeichnet. Wer will's da dem Rigenser verdanken, wenn er bei der Fülle von Hoff's und Höfen im Sommer der Hoffnung lebt, ein bescheidenes Höfchen beziehen zu können. Die Freigebigkeit der Bewohner des Flachlandes insgemein und unsrer Ostseeprovinzialen insbesondere, jede kleinste Bodenerhebung mit Berg (Kalu und Mäggi) zu kennzeichnen, verdanken wir auch eine Reihe von Ortsnamen, die den Uneingeweihten zur Annahme verleiten könnte, unser gutes Riga trage einen alpinen Charakter — fehlt es uns doch nicht an Thorensberg, Hagensberg, den Lämmerbergen, Alexandershöhe, Rothenberg, Griesenberg und unsrem beliebten Basteiberg.

Die Namen der einzelnen Stadtteile und Straßen gäben zu mancherlei Betrachtungen Anlaß, wir bescheiden uns indes auf ein geringes Maß.

„Altstadt“ ist die Bezeichnung für den an der Weberstraße belegenen abgeforderten Straßen- und Häuserkomplex, der weiter nichts besonders altertümliches aufzuweisen hat, wie denn unser Riga überhaupt arm ist an Wahrzeichen aus früheren Jahrhunderten. Einen versteckten Winkel dieser Altstadt, auf dem eine geraume Zeit über geplant wurde, eine Synagoge zu erbauen, hat man zu einem kleinen unscheinbaren Ausruheplatz hergerichtet und ihm den volltönenden und bedeutungsvollen Namen „Albertus-Square“, zu Ehren des Bischofs Albert, des Gründers der Stadt, beigelegt. Verglichen mit den vielen hübschen Squares und der Fülle reizender Anlagen, die Riga zieren, hätte jedenfalls ein weniger anspruchsvoller Name, — „Abrahamsruhe“ etwa oder dem ähnliches, der Umgebung sowohl als den bescheidenen Konturen der Anlage besser entsprochen.

Die Tore oder „Pforten“ der Stadt sind bis auf den letzten Stein verschwunden, mit Ausnahme zweier elender Pforten an der Johannisppforte in der Moskauer Vorstadt, und es sind auch die Ausdrücke „an der Sandpforte — Schaalpforte — Neupforte“

usw. — Bezeichnungen, die nach Abtragung der Wälle noch Jahre über frisch vorhielten, immer mehr im Schwinden begriffen. Nach der Düna zu gibt es jetzt dafür mehrfach „Ausfahrten“, unter denen „die katholische Ausfahrt“ als ein Sprachunikum auffällt.

Das „Schwarzhäupterhaus“ trug im 15. Jahrhundert den Namen „Artushof“, wobei wir an den Artushof in Danzig erinnert werden. Der umfangreiche Komplex von Häusern, der mitten in der Stadt, dem Konvent zum Heiligen Geist gehörig, der mildtätigen Aufnahme von Witwen dient, wird kurzweg „Heiliger Geist“ genannt. In ihm befindet sich auch „Campenhauens Glend“, das einzige noch übrige von den vielen „Glenden“ Rigas in alter Zeit, unter denen man anfänglich Herbergen für armes, wanderndes Volk, späterhin Asyle für Kranke und Sieche verstand. Das Georgenhospital heißt im Volksmunde „Fürghenshof“, mit dem Akzent auf der letzten Silbe.

Die „Riesingstraße“ an einer Stelle, wo früher die Rige, das kleine Fließchen, dem Riga seinen Namen verdankt, ihr Bett hatte, ist bemerkenswert, weil von ihr die Bezeichnung „Riesing“, Riesingarbeiter usw. hergeleitet wird, eine Verallgemeinerung für Kanalisation und Kanalarbeiter.

Auf die Jakobsstraße, dieses Sorgenkind Rigas, deren Verbreiterung man eifrig anstrebt, ohne daß man bisher dabei recht damit in Zug gekommen wäre, münden die große und kleine „Lärmstraße“, die sich durch besondere Stille und Geräuschlosigkeit auszeichnen.

Auch die Klosterstraße, deren Namen schon auf die Abgeschlossenheit der Welt hindeutet, tut ein Übriges und entzieht sich mehr und mehr der Obliegenheit, die ihr von Rechts wegen zukommt. In letzter Zeit ist es nämlich üblich geworden, zu ganz willkürlich gewählten Stunden bald auf kürzere, bald auf längere Zeit beim Ritterhaus eine Sperrkette vorzuhaken und dadurch den Wagenverkehr beliebig zu unterbrechen und Passanten zu unnützen Umwegen zu nötigen.

Wir schließen unsere Straßenrevue, indem wir nach den vier Windrichtungen hin, sprachlich genommen, vier eigenartige Bezeichnungen kurz anführen: „die Krasnaja Gorka“, kurz „Gorka“ genannt, auch sozusagen ein „Berg“, aber eben auch nur sozusagen. „Altona“ jenseit der Düna, wohl dem Hamburger Altona nach-

gebildet, die „Borburg“, das Straßengebiet um den Kaiserlichen Garten und „die hohe Brücke“, zugleich die Grenze des Stadtpatrimonialgebiets nach Norden hin.

3.

Einflüsse des Lettischen und Russischen.

Wir unterscheiden hier wörtliche Entlehnungen von Nachbildungen und Übertragungen. Unter letzteren fällt uns das kurze „Was?“ als Gegenfrage im alltäglichen Gespräch auf. In Deutschland wie in den baltischen Provinzen heißt es statt dessen überall „Wie?“ Auch im Estnischen. Der Russe bedient sich in der Regel eines etwas gedehnten „aaah?“ im Frageton, das Schluß- „a“ scharf akzentuierend, „Что?“ kurzweg, ist wenig im Gebrauch. Im Lettischen dagegen hören wir bei allen Gelegenheiten, unzählige Mal, das „Koa?“, und ein Teil unsrer Rigenser eifert dem nach in dem kurz hingeworfenen „Was?“, von dem wir danach wohl Grund haben, es für eine einfache Übertragung aus dem Lettischen zu halten. Mit dem „Что“ hat es bei uns noch überdies seine eigene Bewandnis. Wir hören es in Riga, zwar ausnahmsweise, aber wir hören es eben doch. Am häufigsten wohl im Dubbelnischen Kurpark und auf der Dubbelnischen Strandpromenade, wo es dann nicht mehr „Scho“, sondern „Tschto“ lautet. Dieses pseudorussische „Tschto“ ist aber sicher gleichfalls das Lettische „Koa“, aus zweiter Hand, nachdem es eine Weile in deutscher Verpuppung gelegen. Es ist diese Redewendung nämlich bei einem Bruchteil unsrer Bevölkerung im Schwange, der für gewöhnlich deutsch spricht, es aber für vornehmer und zugleich erprießlicher hält, an öffentlichen Orten, zumal in der haute saison, sich der Reichssprache zu bedienen. Auf Reinheit der Aussprache oder Satzbildung besonderes Gewicht zu legen, liegt nicht in der Eigenart dieser Gesellschaftsklasse, die sich an der praktischen Erkenntnis genügen läßt, daß es — so oder so — Hauptaufgabe der Sprache bleibt, ein leidliches Mittel der Verständigung abzugeben. Dieser realistische Standpunkt wird greifbar durch die alte gute Anekdote verdeutlicht, die mir gerade in den Sinn kommt: „Mauschelleben! du sagst immer „Scherm“ — es heißt doch: Schirm!“ — Und Moses darauf: „Faule Sachen! man kann sagen: Schirm, Scharm, Schorm, Schurm — es bleibt immer ä Scherm!“

Wörtliche Entlehnungen aus dem Lettischen werden nicht eigentlich als Ersatz für deutsche Bezeichnungen, sondern meist mit Vorbedacht gleichsam als Zitat, sei es in scherzhafter Rede oder um des drastischen Ausdrucks willen, angewandt, so in gegebenen Fällen „puike“ (für kleiner Knabe), „skulle“ (sprich stutje, kleines Mädchen, oft Halbwüchsling, zur Hilfeleistung im Hause verbunden), „Shullik“ (für Strolch), dann „braling“, „ahing“, „duding“ (Brüderchen, Augchen, Täubchen) in der Kinderkose Sprache. Ob dagegen Papping und Mammaing auch hierher gehören, ist fraglich.

Es empfiehlt sich für uns bei der Wertung des „ing“ eine gewisse Vorsicht, da diese Verkleinerungssilbe sowohl dem Lettischen wie dem Plattdeutschen eigen ist — man erinnere sich des Reuterischen „Eining und Mining“. Immerhin trifft die Häufigkeit der Verkleinerungen auf „ing“, wie in Lanting, Sohning, Tochting, Süßing, Kleining, Papping mit der Vorliebe für Diminutiva, die dem Lettischen eigen ist, merkwürdig zusammen. Man hört diese „ing“ lediglich in Lettisch-Livland, während sie dem estnischen Gebiet fremd sind, wo dementsprechend auch das Landesidiom eine gewisse Enthaltbarkeit an Diminutiven zeigt. Die deutschen Kinder-Kose-namen lauten hier meist auf i aus und decken sich nur zu geringem Teil mit dem Estnischen. Direkte Entlehnungen gibt es seltener als in Lettland, wo beispielsweise für Karl, Julius, Eduard — Kasche, Zusche, Esche (mit überall weichem sch) geläufig sind. Ich bin geneigt, diese ausgesprochene Vorliebe der Rigenjer insgemein, auch wo das deutsche „chen“ an Stelle des „ing“ tritt, auf das Konto lettischen Einflusses zu setzen. In der Sprache mit Kindern wird in Riga, mit „Klabberchen“ und „Stampfchen“ beginnend, ziemlich alles zu „chen“, aber auch unsre jungen Damen (immer im Gegensatz zu Nordlivland und Estland) stehen bisweilen, wobei individuelle Anlage natürlich mit ins Spiel kommt, zu den Gegenständen ihrer Toilette z. B. in einem zärtlichen Koseverhältnis. Sie stellen ihr Spiegelchen vor sich auf, legen ein frisches Kragchen um, schmücken sich mit einem Blumchen oder Bandchen (natürlich überall mit Verachtung des Umlauts, wie wir das in Livland nicht anders gewohnt sind), stecken sich ein Broschchen vor und versorgen sich noch extra mit einigen „Karamelchen“ und „Monpensierchen“, um unterwegs ein wenig zu „knabbern“. Der neue Hut mit dem hübschen „Fluchtchen“ krönt das kleine Gebäude, es ergreift sein

Schirmchen und scheidt sich zur Promenade an, so lange — pardon — „bis“ das „Sonnchen“ noch scheint.

Sicher bietet der Nordliländer, mehr noch der Estländer, in seiner Anlehnung an das Volksidiom dem Südliländer und Rigenser gleiche Gelegenheit, dazu große Augen zu machen oder vielmehr die Ohren zu spizen, wenn er etwa von koljen (umziehen), tilksen (tröpfeln), versolkern (verunreinigen), verlagguniren (zerbrechen) oder gar von Pulmajürri (wörtlich: Hochzeitsgeorg) und Pulkajunker (Krautjunker) redet. „Wai Papping“, was heißt denn das nur alles? hat jener auf der Zunge, und dieser denkt bei den scheuen Blicken des andern — „pai Kullachen“, deutsch scheint er nicht gut zu verstehen. — Immerhin halten sich die Anleihen, die wir hüben wie drüben bei den Landessprachen machen, in bescheidenen Grenzen, wenn wir sie z. B. mit den überreichen Anklängen an das Plattdeutsche vergleichen, wofür uns Sallmann in seinen lexikalischen Beiträgen interessante Belege liefert.

Zweier provinzieller Ausdrücke erwähne ich noch, die insbesondere das Erstaunen unsrer frisch aus dem Mutterlande zugewanderten Mitbürger erregen: „Zeig etwas Sicht“ und — „leg die Lampe auf den Tisch!“ Es liegt nahe, hier kurzerhand lettisch-estnischen Einfluß zu vermuten. Bei dem ersten Ausdruck trifft das ja wohl auch unbedingt zu. Er entspricht dem lettischen: „Rahdi svezi“ und dem estnischen: „neita tuld“ — eigentlich: „zeig Feuer“. Einen andern Ausdruck für leuchten — transitiv — hat der Este nicht. Bezüglich des ausgedehnten Gebrauchs von „legen“ — legen wir doch sogar die brennende Lampe, die gefüllte Flasche auf den Tisch, ohne daß sich die Elemente dagegen aufbäumen — habe ich mich nun allerdings durch Frisch, Adelung und namentlich durch Grimm darüber belehren lassen, daß auch im Mutterlande, wenn auch nur vereinzelt und zerstreut, ziemlich alle gewagten Verbindungen mit „legen“, deren wir uns hierzulande bedienen, ausnahmsweise anzutreffen sind, bis auf: „die Pferde vor den Wagen legen“, den „Unruhstifter ins Gefängnis legen“ u. s. f. Immerhin halte ich dafür, daß wir die überaus häufige Anwendung des Wortes, in der die Nordliländer ihren südlichen Heimatgenossen noch um einige Nasenlängen voraus sind, dem „pannema“ zu verdanken haben, mit dem der Este geradezu verschwenderisch umgeht.

Hierzu ein paar kleine Illustrationen.

Estnisch. — In der Krugstube haben sich die Köpfe erhitzt. Zwei Parteien stehen sich in bitterem Streit gegenüber. An der Spitze einer jeden tritt ein Räbelsführer vor. In scharfen, höhnennden Wechselreden, gleich den Helden Homers, bevor sie den Kampf begannen, beschmähen sie einander ausgiebig. Die Situation spitzt sich immer beängstigender zu. Es fehlt aber noch der Punkt auf dem i. Schon hat der eine der Führer die Hand zum Schläge erhoben — da wendet er sich noch einmal zu seinen Genossen hin um und fragt gelassen: „Kas ma nuit pannen?“ — soll ich ihm jetzt eins „Legen?“ — „Panne“ erschallt es im Chor — „Leg!“ und nun erst beginnt die regelrechte „Keilerei“, das Kaufen wie es in Oberbayern heißt.

Kinderdeutsch. — Eine kleine taufrische Föllnerin von 7 Jahren, Naturfreundin, noch nicht von des Gedankens Blässe angekränkelt und nicht vertraut mit den Haarspaltereien bewährter Biologen, erfreut die Mutter eines Morgens mit der Nachricht: „Weißt du schon, Mama? unsre Kuh hat diese Nacht ein Lamm gelegt.“

Halbdeutsch. — Der Stalljunge Frido (Fritz) hat sich grobe Versehen zu schulden kommen lassen. Der alte Kutscher berichtet darüber notgedrungen dem Gutsherrn. Dieser entscheidet, Frido sei aus dem Dienst zu entlassen. Da dreht der alte Johann verlegen an seiner Mütze: „Nu ja, is ja wohl wahr, knädige Err, bei Würde (Pferden) ist Frido wohl schlecht, aber er is doch immer kute Jung und Err kennt ihm immer in Dienst lassen.“ Ja was soll ich denn mit ihm anfangen? — „Nu, ich dacht immer so — Err kennt' ihm jo als Mädchen in den Garten legen!“*) — Die überraschende Prozedur schlug zu Fridos Heil aus, er kam in sein rechtes Fahrwasser und glänzte in späteren Jahren als Stern unter seinen Berufsgenossen.

Der Einfluß der Reichssprache auf unser Baltendeutsch und auch speziell auf Riga ist wesentlich anderer Natur. Redewendungen und Ausdrucksweisen kommen hier viel weniger in Betracht, es handelt sich vielmehr um direkte Aufnahme von Fremdwörtern. Unser Mitschewo, Winowat, Nepremenno und was uns etwa sonst

*) Zur Beschickung der Gärten auf den Gütern in Livland werden fast ausschließlich nur Mädchen und Weiber verwandt.

beliebt in unsere Rede mit hineinzuflechten, trägt deutlich den Stempel des Zitats. Höchstens könnten wir in vulgärer Sprechart einige Floskeln, wie etwa „was nich ist“ und „wo nich ist“ unter Anlehnungen an das Russische aufführen, in der Hauptsache aber haben wir es mit einer Schar russischer Substantiva zu tun, die bei uns eindringen.

Behalten wir speziell Riga im Auge, so war von „Salom“ und „Plaschkotten“ bereits die Rede. Wir führen weiter an; „Dwornik“, „Gorodowoi“, „Kospuske“ — für Hausknecht, Schutzmann, Lastwagen. Gegen Dwornik kommt Hausknecht nicht auf, angeblich weil in der Bezeichnung Knecht etwas geringschätziges und beleidigendes für den dienenden Teil liegen soll. Gorodowoi ließe sich sehr wohl ganz gut durch Schutzmann ersetzen. Lastwagen müßte es, wenigstens soweit die staatsbürgerlich aner kennenswerte Leistung dieses Mobils in den Vordergrund tritt, heißen, und „Kospuske“ sollte nur ausnahmsweise gestattet sein, wenn dieses Transportmittels als unleidlichen Lärmachers Erwähnung geschieht, da die gröberen russischen Laute der Brutalität dieses Straßen-unholdes drastischeren Ausdruck geben. Es gibt noch manche Bezeichnungen, wie „Salog“, insbesondere „Krepost“ mit allen Zusammensetzungen, die von alters her üblich sind. Krepost, Krepostbehörde, Krepostamt heißt es schon seit Beginn des vorigen Jahrhunderts für Korroboration und was damit zusammenhängt, in den alten Ratsinstitutionen. In neuerer Zeit aber stürmt mit der Reform in Schule und Justiz ein ganzes Heer von Fremdwörtern auf uns ein und es gilt durchaus gegen sie Front zu machen, soll anders nicht unser Deutsch, soweit gerichtliche Vorgänge in Frage kommen, zum reinen Kauderwelsch degradiert werden. Unse deutschen Herren Juristen sollten sich daher allen Ernstes wieder mehr auf ihre Muttersprache besinnen und nicht weiter, wie das einstweilen der Fall ist, im bequemen Schlandrian schlankweg allen fremden Benennungen ihrer gerichtlichen Praxis Tür und Tor offen halten. Es ist durchaus nicht nötig, daß wir von Sjesd und Wypiß reden, von Swidetelstwo, Broschenije, Poloschenije, Predstawlenije, Kasreschenije, Ispolnitelnyj list und vielen Duzend andern Dingen, für die alle wir gute deutsche Bezeichnungen haben. Die Herren Schulmeister scheinen hierin mehr Takt und Anstandsgefühl zu besitzen, ich habe wenigstens nicht gehört, daß jemand

für das Unterrichtsfach Religion — „Sakon Bofhij“ gebraucht hätte. Ein verschärftes Gefühl für die Sprachreinheit unsres ostseeprovinziellen Deutsch hat sich ja überdies in letzter Zeit immerhin bei uns geltend gemacht. Ausdrücken wie „Tschulan“ (Handkammer), „Kasaweika“ (Pelzröckchen), „Sastawa“ (Schlagbaum), „Tamoschna“ (Zollamt), „Majakke“ (Leuchtturm), „Kurenne“ (kleine Materialbude) und andre mehr sind verschwunden oder doch im Schwinden begriffen, und die Vorliebe für russische Vornamen, wie Boris, Aftaf, Roman, und die vielen Abkürzungen und Kosenamen, wie Anninka, Ljinka, Malinka, Kathinka, Sascha und Saschinka gehören einer vergangenen Periode an. Sie waren bei unsern Voreltern auch dort üblich, wo ein Zusammenhang mit den Taufnamen sich schwer nachweisen ließ. Eine alte liebenswürdige Frau, Mitbürgerin einer unsrer kleinen Städte, war weit und breit durch Generationen nicht anders als unter dem Namen „Luschinka“ bekannt. Bei ihrer Todesanzeige erfuhr die Mehrzahl ihrer Freunde und Freundinnen voll Erstaunen, daß darunter eine „Abkürzung“ ihres Taufnamens Agnes zu verstehen war.

Wo die Fremdsprache, und nicht nur sie, sondern gleicherweise ein gewählteres Deutsch die Kreise des kleinen Mannes berührt, geht es ohne arge Verstümmelungen nicht ab. Die Seßlinge treiben auf dem ungewohnten Boden oft absonderliche Frucht und Blüte. Ich kannte eine reputierliche Kleinbürgerfrau, die trotz ihres offenen und harmlosen Wesens die Leute oft im Verdacht hatte, daß sie „Rüben fischten“ (im Trüben fischten), worüber sie dann, wenn ihr das unerwartet klar ward, zur „Bilzeule“ (Bildsäule) erstarrte. Sie sprach mit Genugthuung von ihren beiden älteren Töchtern, die im „Innern“ — so bezeichnete man in Fellen kurzweg die Gouvernements Rußlands — „für der deutschen Sprache“ engagiert waren und Gouvernanten „spielten“, während ihr Mutterherz mit besonderer Liebe an ihrer Jüngstgeborenen hing, deren praktischer Tätigkeitsfinn ihr imponierte und von der sie nicht genug rühmen konnte, sie sei nicht „fißsam“ wie andre Mädchen, sondern „angreifsch wie der Deiwel“.

In Riga wird aus dem Bezirksgericht ein „Zirkusgericht“, und vor Jahren fragte mich jemand auf der Straße: „Geht dies Tramawoi bis Terimstheater?“ Es lag ihm nahe, das englische Wort russisch umzulauten, wie das noch heute häufig geschieht,

während er bei „Interimstheater“ die erste Silbe für die gleichlautende Präposition nahm.

Unsre Halbgebildeten und Halbdeutschen, die nur ein geringes Quantum deutscher Ausdrücke beherrschen, stehen einer gewählten Diktion begreiflicherweise ratlos gegenüber, auch da, wo keine Fremdwörter mit ins Spiel kommen. Das mußte eine Dame meiner Bekanntschaft erfahren, die auf ihre Mahnung hin, die sie einem unsrer „Eypressen“ gelegentlich ihres Umzugs in eine neue Wohnung zu teil werden ließ — freilich dazu mit scharf ausländischem Akzent — eine Antwort erhielt, auf die sie durchaus nicht gefaßt war: „Tragen Sie nur der Zerbrechlichkeit der Gegenstände genügend Rechnung und lassen Sie sich eine behutsame Behandlung angelegen sein, damit ich unter den Folgen des Umzugs nicht über Gebühr zu leiden habe!“ — Antwort: „Gnädige Frau, nehmen nich für ungut, aber Französch versteh ich wohl nich.“

Es liegt nicht in unsrer Absicht, uns auf das weite Gebiet sprachlicher Verrenkungen und Verbildungen hinauszuwagen, an denen unser Halbdeutsch reich ist. Das Kauderwelsch und Mischmasch dieses Jargons spielt dem ostseeprovinziellen Idiom gegenüber nur eine begleitende, untergeordnete Rolle, so wenig wir ihm eine erfrischende Wirkung auf unsre Lachmuskeln absprechen wollen. Es hat sogar, wenn Zeit und Raum es gestatten, auch rein sprachlich genommen seinen Reiz, den verschlungenen Pfaden der Marodeure nachzuspüren und sie auf ihre Konterbande hin zu prüfen. Den gar zu rigorosen Verächtern dieses Genres gegenüber möchten wir nur erwähnen, daß eine anerkannte Größe auf dem Gebiet der Sprachforschung, Viktor Hehn, in den Mußestunden sein Ergözen darin fand, ein „Vocabularium Minnense“ zusammenzustellen, worunter er eine Sammlung sprachlicher Mißbildungen und Auswüchse begriff, die sich seine alte Wirtschafterin Minna leistete.

Die Popularität, die Jeannot von Dünakant und Konforten in Riga genießen, verdanken sie dem gesunden Humor unsres Lokalpoeten Rudolf Seuberlich, der sie aus der Taufe gehoben. Und wenn sie an schlagender Komik den Figuren und Typen des Dr. Schulz-Bertram und der Oberpahlischen Freundschaft Malms nachstehen, so liegt das zu großem Teil an dem weniger dankbaren Material, das sich dem Humoristen im Lettisch-deutsch bietet, gegenüber dem Estnisch-deutsch, das bei weitem grobkörniger, eigen-

artiger und urwüchziger ist. Den Gründen hiezu begegnen wir im folgenden Abschnitt.

4.

Betonung und Aussprache.

Es werden uns in der Regel über unser Deutsch nicht wenig Komplimente gemacht. Kohl, Arndt und viele sonst, darunter auch Hamann und Herder, wissen unsre provinzielle Sprechart zu rühmen, und wenn wir einen Teil des Lobes immerhin als einen Tribut der Courtoisie ansehen können, so bleibt es doch in der Hauptsache dabei, daß wir ein reines, sauberes, dialektfreies und „zierliches“ Deutsch reden, an dem mancher Fremddeutsche seine Freude hat. Es braucht uns diese Anerkennung aber nicht zu sehr zu Kopf zu steigen, denn wenn wir auch das Urtheil im allgemeinen als zutreffend erachten und darüber gern quittieren, so erkennen wir doch bald, daß wir auch von den Fehlern unsrer Tugenden nicht freizusprechen sind. Dialektfrei in der Aussprache — das hat gewiß mancherlei für sich und schließt eine Menge von Unarten aus, die wir sonst wohl oder übel in den Kauf nehmen müssen, es bedingt nur diese Korrektheit und vor allem der Mangel an Modulation zugleich eine gewisse Mattigkeit, eine farblose Gleichförmigkeit, die etwas starres und lebloses hat. Nicht den Berliner oder Sachsen nehmen wir zum Gegenpart, um uns mit ihm zu vergleichen, sondern etwa den Rheinländer, den Bayern, den Niederösterreicher oder auch den Niederdeutschen mit seinem Platt. Wie kernig und klangreich, wie voller Saft und Kraft, voll farbiger Nuancen mutet uns da jedes Wort, jeder Satz an, während, bei unsrem Mangel an Akzentuierung, unsre gleichförmige, kaum je im Ton sich hebende oder senkende Rede sich daneben fast wie ein blutleerer Schatten ausnimmt. Wo das vielleicht weniger zutrifft, wie beim Kurländer, können wir ihn dieserhalb nicht beneiden, da der Tonfall hier etwas gezwungenes und unschönes hat. Der Kurländer spricht mit einem Knie oder Knix, wie jemand das bezeichnete, indem er stereotyp bei der Schlußsilbe des Satzes ruckweise aus der höheren Tonlage in die tiefere Terze einknickt. In der Vokalisierung aber und in der Aussprache einiger Konsonanten lehnt er sich sehr zum Nachteil des Wohlklanges an das Lettische an. Noch viel auffallender und unschöner ist das bei der prononcierten Sprechart

der Estländer und Defelaner in Bezug auf das Estnische der Fall, so daß wir wohl ohne Bedenken der ausgeglicheneren Sprache des Rigensers und Livländers den Vorrang vor ihren Heimatgenossen einräumen können, wiewohl auch sie von manchen Unarten nicht frei sind, die wir zum Teil gleichfalls auf das Konto der Anlehnung an die Landessprachen zu setzen haben.

Nun in specie die Aussprache des Rigensers:

Das o lautet hier häufig offener, als sonst gebräuchlich, namentlich vor dem Buchstaben r, also bei vor, Tor, Chor, ver-loren, geboren, wo man in der Provinz das geschlossene o hört.

Das a in dem Mittlaut an ist gleichfalls hier breiter und offener, als im Lande sonst; es hält etwa die Mitte zwischen dem sächsischen au, indem das u, kaum mittönt, und dem livländischen dunkleren au, das fast wie „ou“ lautet. Danach ist beim Leipziger die „Fraa zu Haase“, beim Rigenser die Fra—u zu Ha—use, beim Livländer die „Frou zu House“. Diese letzte Aussprache kann wohl als die richtigere gelten. Im Alt- und Mittelhochdeutschen, wie noch heute im größeren Teil Deutschlands, hat das au die dunkle Färbung, Frau im Althochdeutschen, das Femininum von „Fro“, der Herr (das uns noch in Frohndienst und Frohnleichen erhalten ist) lautete Frouwe — Herrin. Frau und Haus werden im Dialekt zu „Fru“ und „Hus“ — nie zu Fra und Has; im Französischen wandelt sich au in o und ou in u. Mithin überall ein Vorwalten des dunkleren Tones in der Aussprache.

Das „ch“ vor dem a wird guttural gesprochen, auch wo es in der Stammsilbe weich lautet, so bei den Eigennamen Richard, Reichardt, Borchart, Burchart. Es klingt hier überall wie ch vor o und u und wie in den Fremdwörtern (Bachanal, Astrachan).

Auffallend ist in Riga die inkorrekte Aussprache des Französischen. Man betont bisweilen die erste statt der letzten Silbe — Paletot für Paletót, negligiert den Nasallaut und das harte S im Anlaut — Salong für Salon, spricht das in wie en — eenquieme und Pencenez — für cenquime und Pincenez, läßt beim Gebrauch von Fremdwörtern Buchstaben aus oder ver-stellt sie — kempelziert und pubbelziert hören wir oft statt kompliziert und publiziert. Zum Teil sind das ja wohl Nachlässigkeiten und Flüchtigkeiten, wie sie uns Balten allen im täglichen Gespräch vielfach mit unterlaufen.

Zum Schluß aber müssen wir, um mit „Wippchen“ zu reden, die Rigaer Zunge noch an ihrer Achillesferse treffen.

Der Rigenfer zieht nämlich garnicht „über Düna — ins Grüne“, wie wir dessen zu Anfang unsrer Plauderei erwähnten, sondern „ieber Diena — ins Griene“. Ist es hier im Frühling schon scheen, so kann man sich bei gleichender Hitze und schwielen Sommertagen nirgends anders so wohl fielen. Man bleibt dann auch im Grienen bis in den August hinein, wo die Winde kiehler wehen, die Tage kirzer und die Abende diefterer werden.

Haben wir so unsern Mitbürgern ein kleines Sündenregister vorgehalten, so müssen wir ihnen im Großen und Ganzen das Zeugnis ausstellen, daß sie sich in Tonfall und Aussprache von mancher Unart freigehalten haben, die ihren Heimatgenossen anhaften. Das Kurländerdeutsch hat viel mehr vom lettischen Klang — man rufe sich nur ins Gedächtnis die mit weichem *s* gesprochenen „Ausdritze“ — „Flosbritze“ und „Grasmitze“, die immerhin in Riga mit scharfem „s“ und richtigem *R*-Laut „Flosbričke“ und „Grasmičke“ lauten. Also 3 Anlehnungen an das Lettische beim Kurländer, gegen eine beim Rigenfer, denn daß das scharfe *i* für *ü* wie das *ee* für *ö* dem Landesidiom nachgebildet ist, scheint auf der Hand zu liegen, da das Lettische die Umlaute *ö* und *ü* nicht kennt, während sie im nordlivländischen Deutsch intakt bleiben konnten, wo auch dem Estnischen beide Umlaute, und zwar in reichem Maße und in vollem und prägnantem Klange eigen sind.

Am auffälligsten und fremdartigsten aber klingt zweifellos das Deutsch der Estländer und Defelaner, wobei es natürlich viele Abstufungen gibt.

Der Este, im Besiß einer volltönenden, vokalreichen Sprache, die sich eines eigenartigen, besonderen Wohlklangs rühmen darf, ist für den Rapport mit anderen Idiomen überaus dürftig und mangelhaft ausgestattet. Seine Bemühungen, sich die fremde Sprache anzueignen, mißglücken nur zu leicht, und seine Entlehnungen aus ihr werden zu auffälligen Verstümmelungen. Es erklärt sich das aus der merkwürdigen Eigenart des Estnischen, das ja überdies einem fremden Sprachstamm angehört. Es kennt erstens einmal kein *H*, ebensowenig ein weiches *S* im Anlaut, verfügt über keinen einzigen Zischlaut, und entbehrt endlich, was am wunderbarsten ist, auch des *F*-Lautes.

Man kann sich danach eine Vorstellung davon machen, in welcher hilfloser Lage sich der ungeübte Estte befindet und welches Kauderwelsch sich — um mich eines beliebten gequetschten Ausdrucks zu bedienen — dem Gehege seiner Zähne entringt, wenn er die ersten verzweifeltsten Versuche macht, das Deutsche und Russische zu radebrechen. Das H läßt er fort oder haucht es mühsam hervor, wo es nicht hingehört. Mit den Zischlauten ist er ebenso übel dran, er streicht sie einfach oder ersetzt sie durch ein scharfes S, das überall herhalten muß, auch für das weiche S im Deutschen. Wie geht es? — „Sjo sselbtig, liebe Err — ich andel jetzt mit Heier!“ Das F wird zum W, wie es in der „Oberpahlischen Freundschaft“ heißt: „Da nahm ich Wuchs mit lange Wanz.“ Nimmt man dazu das gequetschte dünne ei, das bei seiner häufigen Wiederkehr besonders häßlich mit hineinklingt, so begreift sich leicht, daß an grotesker, unfreiwilliger Komik Jeannot von Dünakant dem geborenen Esten im Stammelstadium seines Halbdeutsch nicht das Wasser reichen kann.

Wo nun das ostseeprovinziale Deutsch sich in Vokalisierung und Akzentuierung dem Estnischen anlehnt, oder gar dem estnischen Halbdeutsch mit dem mißtönenden ei-Laut und dem scharfen S, ist die kataphone Wirkung geradezu verheerend und es klingt das übrige Baltendeutsch, verglichen mit der Sprache vieler Estländer auch aus der besseren Gesellschaftsklasse, wie reine Musik.

Der Rigenser, der natürlich von diesen Unarten frei ist, hat überdies gegenüber dem Livländer eine wohl lautendere Aussprache des „e“, das er in den Wörtern: Pferd, Meer, leer, schwer, er, wie ein gedehntes „eh“, nicht mit dem breiten ä-Laut spricht. Hierin macht er mit dem einzigen Wort „Beere“ eine Ausnahme, so daß bei „Erdbeere“ die Konfusion ihren Höhepunkt erreicht, da die beliebte Gartenfrucht beim Nordlivländer „Ärdbeere“, beim Rigenser aber „Ehrdbäre“ lautet.

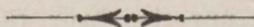
* * *

Am Schluß unserer Betrachtungen liegt nun die Frage nah, wie wir zu unserer baltischen Mundart, zu unseren Provinzialismen Stellung zu nehmen haben. Auf Reinhaltung und Veredelung seiner Sprache zu achten ist die Aufgabe und das Bestreben jedes Gebildeten, soweit ihm nur eine Spur künstlerischen Empfindens

eigen ist. Uns Balten deutscher Zunge, sprachlich isoliert, ziemt es insbesondere, den Einflüssen fremder Idiome, die von allen Seiten her auf uns eindringen, eine gewisse Grenze zu setzen. Es braucht unsre berechnete Reserve aber keineswegs in eine nervöse Empfindsamkeit auszuarten. Das Nichtwahrhabenwollen und Leugnen so manchen sprachlichen Buckels ist ebensowenig gutzuheißen, als das Bestreben, derlei Auswüchse vornehmthuerrisch ausschließlich dem ungebildeten kleinen Manne aufzuhalsen. Vor einem zimperlichen Ausmerzen provinzieller Eigenart, wo wir ihr auch begegnen, ist also, als vor einem ungesunden Über'fer, zu warnen. Sallmann bezeichnet es richtig als eine kleinstädtische Betrachtungsweise, „als ob es bei dem Idiom einer Landschaft sich um etwas mangelhaftes oder gar um Fehler handle. Eigenart ist immer ein Zeichen von Kraft.“

Jede Mundart hat überdies für den Stammesgenossen noch ihren eignen Reiz. Einen Reiz, der sich nicht definieren, nicht kühl und klar in Erweis bringen läßt; er will empfunden sein, denn er ist verschwistert mit dem Heimatgefühl und wie dieses in seinem Wert unwägbar. So ist uns Balten unsre Sprache zugleich eine Interpretin unsrer kolonialen Entwicklung, sie gibt uns Zeugenschaft von unsrer oft mühevoll behüteten Kultur. Wir halten darum treu zu ihrem Banner! In seinem hier und da zerfetzten — meinet halben ruppigen — Aussehen erblicken wir die beredten Wahrzeichen überstandener Kämpfe und Gefahren. Im übrigen aber getrösten wir uns dessen, daß wir „keine kümmerliche, abgeblaßte, dürre, nur künstlich genährte Büchersprache vor uns haben, sondern einen in frischem, vollem Laube stehenden Zweig am deutschen Sprachstamm“, einen Sprachzweig, dem auch Gutzeit nachrühmt — und wir können nur wünschen, es möge sich das auch für die Zukunft bewahrheiten —, daß er „auf fremdem Boden Wurzel schlug und ungeachtet vielfacher Stürme, die auf ihn einbrachen, nicht gebrochen ist, sondern lebhaft fortgrünt.“ Danach haben wir in der Hauptsache ein Recht dazu und dürfen cum grano salis sogar ein Behagen darin finden, zu sprechen, wie uns der Schnabel gewachsen ist.

Daß er sich nicht häßlich verkrümme, darauf zu achten, soll bei alledem unsre ernste Sorge sein und bleiben.



Baltische Monatschrift

herausgegeben von

Dr. Friedrich Bienemann.

Einzig in den Baltischen Provinzen erscheinende deutsche Zeitschrift allgemeinen literarisch - politisch - historischen Charakters.

Bezugspreis: jährlich 8 Rbl., mit Postzustellung 9 Rbl.

Als Separatabdrücke aus der „Baltischen Monatschrift“ sind im Kommissionsverlage von

Jonck & Poliewsky, Riga, Kaufstr. 3,
erschienen:

Prof. Dr. Alexander von Oettingen.

Das Lebensproblem und die Moderne.

Literarische Streiflichter.

Preis 30 Kop.

Johann Wolthusz von Herse.

Eine Tragödie von

Karl Stavenhagen.

Preis 1 Rubel 50 Kopeken.

Rudolf von Freymann.

Die

Religionsverbrechen nach dem neuen Strafgesetz.

Preis 40 Kopeken.

Emil Rathlef.

Goethe — pathologisch.

Preis 40 Kopeken.